Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 19. Posen, den 13. Mai. 1883.

Die Insel im See.

Novellette von W. Höffer.

(Fortsetzung.)

Wie hab' ich die Geschichte damals verwünscht, welch' ein Aufruhr hatte sich meiner bemächtigt. Ich wollte die Advokatur an den Nagel hängen und in das Innere Amerikas flüchten, ich wollte Gott weiß was beginnen, nur nicht von hier abreisen und mich selbst aus Hedwigs Nähe verbannen, — für immer, so weit dies Leben reicht.

Wer ist sie überhaupt, wer sind die Ihrigen? — Ich könnte wahnsinnig werden bei allen den „Wenn" und „Aber", die wie ebenso viele Feuertropfen in meinem Gehirn brennen. Wer ist sie? O gütiger Gott, wer ist sie?

Ein Engel, ein reines, hochherziges Weib, ich weiß es gewiß.

Sie schien mir verändert, seit wir in der Laube zusammen sprachen, ihre Augen hatten dunkle Ränder, sie vermied jedes zufällige Alleinsein, aber doch zürnte sie nicht, ich wußte es.

Woher wohl?

Das ist undefinirbar, das fühlt man nur. Ich mußte meinem Kollegen antworten und den Tag der Abreise festsetzen. — Als ich ihr's sagte, lief jäher Purpur über das süße Gesichtchen, sie ließ ein Glas, welches sie gerade in der Hand trug, zu Boden fallen, — eine Fluth von Rosen und Wassertropfen umgab uns Beide.

Das hab' ich wie ein süßes Geheimniß mir gedeutet.

Meine Mutter sprach damals wenig, sie strich nur zuweilen mit der Hand über meine Stirn und küßte mich liebevoll.

„Wenn Du erst wieder arbeitest, verziehen sich die Wolken", sagte sie leise und bedeutsam.

Ich wußte es besser. Der Tag der Abreise erschien mir wie der des Todes. Ich wurde nicht in den Sarg gelegt und begraben, aber ich fuhr doch davon in die Verbannung, und hinter mir blieb das Leben mit seinen Hoffnungen, seinem Sonnenschein für immer zurück. Ob ich's wirklich tragen würde!

Der Entschluß, mit dem Bekenntniß meiner Neigung offen hervorzutreten, erst ein Ja oder Nein zu hören, ehe ich abreiste, dieser halb beglückende, halb quälende Entschluß gewann immer festere Umrisse. Ich wollte ihr Alles sagen, ich wollte sie bitten, bestürmen, mir das Geheimniß ihres Daseins zu enthüllen, — vielleicht gelang mir's ja doch, die Schranken niederzuwerfen, vielleicht gewann ich das Recht, eine unschuldig Verurtheilte in Schutz zu nehmen.

Der letztere Gedanke bestimmte mich, — ich spähte nach einer Gelegenheit, sie allein zu treffen.

Wer aber die Gelegenheit erst sucht, der findet sie meistens bald.

Die Mutter war ausgegangen, und ich hoffte sehnlichst, daß Hedwig ins Wohnzimmer kommen möge, doch sie erschien nicht, obgleich ich stundenlang in verzehrender Ungeduld wartete. Endlich verfiel ich auf eine List. Die Hausthür vernehmlich hinter mir schließend, ging ich fort, versteckte mich jedoch unmittelbar unter dem Fenster im Garten und horchte.

Nach wenigen Minuten huschte Hedwig die Treppe hinab und öffnete das Fortepiano. Sie hatte geweint, ihr Gesicht war sehr blaß.

Meine Aufregung wuchs von Minute zu Minute. Ich ließ mir nicht Zeit, durch die Thür ins Haus zurückzukehren, sondern sprang mit einem einzigen Satz zum Fenster hinein. Bleich und unruhig stand ich hinter ihr, keines Wortes mächtig.

Die Tasten bebten unter dem Vibriren der weißen Finger.

„Herr Römer", sagte sie fast stammelnd, „ich glaubte —"

Wieder dies Erglühen, diese gesenkten Blicke! — Mein Herz schlug ungestüm.

„Hedwig", rief ich, „weshalb fliehen Sie mich?"

Sie wandte den Kopf.

„Das geschah niemals, Herr Römer".

„Doch, Hedwig, doch; Sie wußten, daß ich hier war, Sie mußten sich sagen, daß ich sehnlichst hoffte, Sie zu sehen, und trotzdem blieben Sie in Ihrem Zimmer. Weshalb?"

Ein Kopfschütteln antworte mir, sonst nichts!

Da trat ich ihr näher, da faßte ich die kleine widerstrebende Hand.

„Hedwig, Sie wissen längst, daß ich Sie liebe, daß jeder meiner Gedanken Ihnen gehört. Weshalb wollten Sie der Begegnung mit mir aus dem Wege gehen?"

Ein nervöses Zittern beherrschte die Hand, welche zwischen der meinigen lag.

„Weil ich solche Worte nicht hören darf, Herr Römer, nie, nie. O, ich bin unglücklich wie kein anderes Weib! — Lassen Sie mich, vergessen Sie, daß ich lebe!"

Sie wollte zur Thür gehen, aber ich versperrte ihr den Weg.

„Sagen Sie mir Eins, Hedwig, nur Eins, darin liegt die Entscheidung beschlossen. Ist es um eines anderen Mannes willen, daß Sie mich zurückweisen? Ist es, weil Sie Ihr Herz verschenkt hatten, ehe wir uns kennen lernten?"

Ihre Lippen zuckten, ihre Stimme klang wie gebrochen.

„Gott weiß, daß Sie irren, Herr Römer. Kein Mann, — kein Anderer besitzt meine Neigung, Keiner hat Antheil an meinem Herzen".

Ich umfaßte plötzlich ihren Nacken, ich küßte das goldene Haar, die Stirn und die Augen leidenschaftlich, ehe sie es zu hindern vermochte.

„Hedwig, Sie sagen: Kein Anderer! — Süße, geliebte Hedwig, wäre ich es, dem Sie gut sind? Geben Sie mir einen Schimmer von Hoffnung, oder weniger noch, schenken Sie mir nur Ihr Vertrauen, und ich will Alles, was eines Mannes Kraft vermag, daran setzen, um Sie aus dem Banne unerträglicher Verhältnisse zu erlösen. Sagen Sie es mir, wer sind die Ihrigen?"

Sie machte sich frei aus meinen Armen, sie schien so bestürzt, so gefoltert, daß es ihr an Athem gebrach. Ihr: „Nie! — In alle Ewigkeit nie!" fiel kalt und schwer auf mein Herz.

„Ich habe nichts zu verschweigen, was mich angeht", sagte sie weinend, „ich könnte getrost meine Hand in die des besten Mannes legen, aber zwischen mir und dem Glücke steht ein unüberwindliches Hinderniß. Für alle Zeit unüberwindlich! — Es war mein Bruder, an den ich neulich schrieb; er kommt in kurzer Frist und holt mich zu sich nach Frankreich. Ich muß, — muß von hier fort".

„Ohne mir mehr als nur dies zu sagen Hedwig?"

„Ja. Ich kann nicht sprechen, Gott weiß es".

Sie nahm von ihrer Brust eine weiße Rose und gab sie mir.

„Eine Grabesblume, Herr Römer, — betrachten Sie mich als gestorben. — Gott sei mit Ihnen!"

Das klang kaum verständlich; ich antwortete auch aus übergroßer Aufregung keine Sylbe, aber ich legte den Arm um ihre Schulter und küßte sie. Ihr süßer Mund widerstrebte mir nicht, — dann schloß sich die Thür und ich war allein.

An demselben Abend bin ich abgereist, ohne sie wiederzusehen.

1. August.

Gehäufte Arbeit, Rechnungen prüfen, Vorträge entgegen nehmen und allerlei Rückständiges erledigen, — es graute mir wohl davor, aber zum Segen wird es doch. Heute fahre ich mit dem Baumeister hinaus nach Gorm. Der Blitz hat das Schloß getroffen und eine Reparatur erforderlich gemacht, — ich bin ja der wohlbestallte Vormund und Kurator des Besitzers. Armer Schelm! Achtundzwanzig Jahre ist er alt, reich wie Krösus und — irrsinnig. Seltsame Launen übt doch das Schicksal; überall da, wo das Glück mit ausgestreckter Hand zu erreichen wäre, schiebt es eine Dornenhecke in den Weg.

Meine Mutter hat heute geschrieben, Hedwig läßt mich grüßen. Sie sitzen bei einander in dem stillen Stübchen, von Blumen umblüht, tief im Grün der alten Bäume, sie sprechen vielleicht von mir. Ich sehe jede Einzelheit der Umgebung, es steigt mir heiß zum Herzen hinauf, — weshalb bin ich nicht dort? Weshalb weiß ich von Hedwigs Leben nur, daß ich sie grenzenlos liebe, daß ich mich verzehre in Sehnsucht nach ihr, — sonst aber nichts, nichts, kaum ihren Taufnamen. Kann es nicht auch ein fingirter sein? Aber für mich würde sie doch immer Hedwig bleiben, der Laut klingt süß wie ihr Antlitz, ihr Lächeln.

2. August.

Welch' ein Tag! — Vom Schloßthurme schlägt die zweite Morgenstunde, ich bin in dem alterthümlichen Fremdenzimmer mit den Ledertapeten und den Bildschnitzereien allein, — ich schreibe. Könnte ich's nicht, müßte ich das Erlebte so ganz allein mit mir herumtragen, die Last wäre mir zu schwer.

Goldiger Sonnenschein lag auf der Landschaft, durch Wiesen und Gehölze ging der Weg, vorüber an blauen Flüssen und an unwirthlichen Lehmgründen mit Tausenden von Schwalbennestern in unzugänglicher, steil erhobener Wand. An meiner Seite schwatzte der Baumeister von diesem und dem, aber ich achtete wenig darauf, meine Gedanken wanderten.

Hoch oben auf dem breitgestreckten Hügel erhebt sich das Schloß. Drei Jahrhunderte sind über die alten Mauern hinweggezogen, über den schönen trotzigen Bau aus kriegerischer, waffenklirrender Zeit. Bunt zusammengewürfelt scheinen dem Baumeister die Thorbogen und Erker, die Fensternischen und Dachtraufen, regellos nennt er's, styllos Flickwerk, — ich finde es wunderschön, ich kann mich nicht sattsehen an der vornehmen Pracht.

Armer junger Graf! von dem stolzen Herrenhause in die Zelle mit den gepolsterten Wänden, — wie traurig!

Ein halb tauber, alter Kastellan nahm meine Vollmacht entgegen, er ließ Wein bringen und erklärte sich bereit, uns herumzuführen, aber ich machte mich frei von der Gesellschaft, um nicht immerwährend dem redseligen Baumeister antworten zu müssen. Seine Vermessungen und Kostenanschläge konnte er allein machen, ich brauchte das in meiner Eigenschaft als Vormund nur mit einem einzigen Blick anzusehen und es gutzuheißen, weiter kümmerte mich's nicht. Der Schloßpark schien mir anziehender als der taube Kastellan mit Schlappschuhen und Hörrohr. Ich schlenderte über den breiten Hof in die grüne Waldeinsamkeit hinein.

Schloß Gorm war ehedem ein Fürstensitz, hat einem ausgestorbenen Geschlechte gehört; die alte ritterliche Pracht ist ihm bis auf diesen Tag geblieben. Eine Allee von mehrhundertjährigen Linden führte in gerader Linie über tausend Schritte weit hinab an die Ufer des Sees, — eine wundervolle Allee, ein grüner, ragender Dom, oben dicht geschlossen, unten an den Stämmen freigehalten von jeglichem Auswuchs, schnurgerade und schattig. Ich liebe diese alten Alleen, nicht Jeder kann sie sein eigen nennen. Blumen wachsen und vergehen in einem einzigen Lenz, — solche Doppelreihen trotziger, wetterfester Stämme haben nur die Fürstenschlösser, in denen Generation nach Generation das Alte pietätvoll wahrt.

Blaue Wellen netzten das Ufer hinter den letzten Bäumen, aus dem See hob sich eine Insel mit dichtem Grün und mit einem uralten Strohdach in der Mitte. Möven schaukelten im Sonnengold, das Schilf rauschte leise Melodien, — war das die Zauberinsel, dem Sterblichen unerreichbar?

Ich fand an der Kette ein Boot, machte es los und fuhr langsam hinüber. Bauern sind selten redselige Leute; ich konnte meinen Tag in dem grünen Garten da drüben verträumen, ohne viel zu sprechen und das war mir erwünscht. Es ist ja die Art aller Verliebten, aller Unglücklichen, daß sie gern grübeln und die Einsamkeit suchen, — fremde Blicke, fremdes Lachen schmerzen doppelt.

Es war kirchenstill auf dem kleinen Raume; kein Hund bellte, keines Kindes helle Stimme klang durch das Blau zu mir herüber, nur eine Frau mit eisgrauem Haar, in schwarzen Trauerkleidern kam langsam aus dem Hause gegangen. Sie grüßte gelassen und fragte nach meinem Begehr.

„Ist dies hier ein Wirthshaus?" erkundigte ich mich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, es gehört zur Herrschaft Gorm. Wir sind ein Theil der Schloßdienerschaft, aber es ist uns gestattet, Fremden, die den Park besuchen, Milch oder Früchte zu verkaufen".

„Ich danke Euch, gute Frau. Darf ich das Haus besehen?"

Eine Handbewegung gab die verlangte Erlaubniß.

„Geht hinein, Herr!"

Das Alles war so gleichgiltig gesprochen, es klang so monoton, als sei die Seele der alten Frau mit anderen Dingen beschäftigt, als sei sie weit, — weit von dieser Stätte entfernt.

Das Haus trug über seiner Thür die Jahreszahl 1620! „Anno domini" stand dabei und „In deo spes mea" als Inschrift darunter. Das Dach konnte ich mit der Hand bequem erreichen. Wie viele Geschlechter mochte es schon beschützt haben, wie viele Wiegen wurden im Innern der versunkenen Mauern geschaukelt, wie viele Särge hinausgetragen!

Uralt und morsch der ganze Bau, schief selbst das Storchnest auf dem First, schief die schwarze Tafel mit dem Spruch aus Virgil und den tanzenden Schäferinnen im Costume verschollener, vergessener Zeiten.

Das Königszimmer! — Hier hatten vor langen Jahren die fürstlichen Vasallen den Landesherrn bewirthet, wenn die Wasserjagd den Appetit schärfte und das Mahl besser mundete, wo nicht die prunkvolle Umgebung des Schlosses allzu viel Ceremoniel, allzu viel Courtoisie gegen die anwesenden Damen heischte. Hohe geschnitzte Stühle standen an den Wänden, die Luft war schwer und dumpf, — das Allerheiligste wurde ja streng verschlossen gehalten.

Ich besah Alles, ich stieg auf den Damm, der die Insel gegen Westen beschützte, und später mußte mir das Mütterchen meinen Imbiß nach dem Garten bringen.

„Seid Ihr Wittwe, gute Frau?" fragte ich die Alte.

„Nein, Herr. Mein Mann arbeitet drüben auf dem Felde".

„Aber Ihr tragt doch so tiefe Trauer, Mütterchen, — ist Euch Jemand Lieber gestorben?"

Es zuckte um den Mund der Alten wie Groll und Weinen zugleich.

„Mein Kind", sagte sie mit dumpfem Tone, „mein einziges, — meine schöne, süße Tochter".

Der Klang ihrer Stimme traf mich ins tiefste Herz; arme Mutter, sie verhüllte das Gesicht mit der Schürze und schluchzte bitterlich. — „O mein Liebling", hörte ich die rührende verzweiflungsvolle Klage, „mein Kind, mein Kind!"

„War sie schon erwachsen?" fragte ich voll Mitleid.

Da sah mich die Alte groß an.

„Herr, seid Ihr sehr weit hergekommen, daß Ihr von dem Schicksal meiner Tochter keine Kenntniß habt? Alle Welt weiß, wie schön und gut sie war, — wie schrecklich sie sterben mußte".

Ich schwieg bestürzt. Immer mehr und mehr ging der Ton der alten Frau vom Ausdruck tiefster Trauer über in den

des Hasses. Sie weinte nicht mehr, ihre magere Hand deutete plötzlich hinaus auf den Damm vor der Insel.

„Da war's", sagte sie, „da, und ich habe es mit meinen eigenen Augen ansehen müssen! Die arme Margareth breitete beide Arme aus und lief von oben her in das Wasser. Herr, ich sah es, ich sah, wie die Fluthen mein Kind verschlangen und lebe doch noch! O, der Mensch ist geboren, um zu leiden, das Dasein ist ein furchtbarer Betrug".

„Still!" sagte ich erschüttert. „Still, Frau, solche Worte versuchen Gott".

Da lachte sie schrill und verzweifelt.

„Ich armes Weib darf ungestraft den großen Gott versuchen, Herr, denn ich besitze nichts mehr, das er mir nehmen könnte. Ich hab' Alles verloren, seit mein Kind da im Wasser versank".

Ich tröstete die alte Frau, ich sagte ihr, daß auch Andere leiden müssen — ach, Hedwig, meine Seele war bei Dir, bei der Stunde, wo wir uns trennten! — Aber sie schüttelte nur den Kopf.

„Mir hilft nichts mehr, Herr. Es ist drinnen im Herzen etwas gerissen, seit die arme Margareth den Tod suchte, — und das heilt nimmer. Nein, nimmer. Ich hab' drei Kinder auf dem Krankenbett verloren und hab' es getragen wie so viele tausend andere Mütter auch, aber hier war das Unglück größer, hier war es zum Sterben schwer. Meine arme Margareth ging in den Tod, weil die Verzweiflung ihre Seele ergriffen hatte, — das ist es, was ätzt und brennt, das ist das Gift in der Wunde".

Ich zerzupfte die Blätter der Epheulaube, unwillkürlich mit fortgerissen von dem Ausdruck einer Trauer, die so leidenschaftlich, so zerstörend das Herz der alten Frau erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lügnerin.

Nach dem Französischen des A. Daudet.

„Ich habe nur einmal in meinem Leben geliebt", sagte einst der liebenswürdige Maler F. in einer vertraulichen Stunde, wie sie ja auch unter Männern zuweilen stattfindet, zu mir. Ich hatte ihm gerade von einem guten und liebenswürdigen Mädchen gesprochen, welches sich offenbar für ihn interessirte, und mit welcher er, nach meiner Ansicht wenigstens, auch glücklich geworden wäre, er aber schüttelte den Kopf dazu, und gab mir obige Antwort, worauf er nach kurzem und traurigem Nachdenken noch folgende Geschichte hinzufügte.

„Alle meine Freunde und Bekannte, mit welchen ich fast täglich zusammentraf, haben nicht gewußt, daß ich fünf glückliche Jahre mit einer Frau zubrachte, welche freilich nicht die Meine war, da kein Priester uns verbunden hatte, die ich aber mit einer Art von heiliger Anbetung verehrte, die mich zu allem Guten und Schönen begeisterte, und welcher ich wohl, da mir die Arbeit an ihrer Seite, ein hoher Genuß war, meinen jetzigen Ruhm verdanke. Sie hat mir, wie gesagt, fünf Jahre ungetrübten Glückes gewährt, ist während dieser Zeit mein guter Engel gewesen, und dennoch kann ich nur mit Zorn und Entrüstung an sie denken, und wenn ich mir sie im Geiste vorstelle, mit ihrer schlanken königlichen Gestalt, ihren klassischen südlichen Zügen, ihrer Bläße, welche wie von einem Goldhauche bedeckt war, ihren Sammetaugen, und ihrer etwas langsamen aber süßklingenden Sprachweise, wenn ich sie mir in dieser Weise vorstelle, so ist es nur, um ihr noch nach dem Tode ein drohendes „Ich hasse Dich" zuzurufen".

„Sie hieß Clothilde, ich hatte sie in einem Hause von Bekannten öfters getroffen, man nannte sie Frau Delobes und behauptete, sie sei die Wittwe eines Schiffskapitäns. In Wirklichkeit schien sie auch schon viel gereist zu sein, denn wie oft entfuhren ihr beim Plaudern die Worte: „Zu jener Zeit war ich in Tampico", oder „als ich mich in Valparaiso befand". Diese Reden ausgenommen, verrieth nichts in ihren Worten und Gewohnheiten, daß sie je ein Nomadenleben geführt hatte; sie war die Ordnung selbst, kleidete sich mit dem feinsten Geschmack wie eine Pariserin, ohne diese exzentrischen Anhängsel, welche Offiziersfrauen zu Land und zu Meer oftmals zu tragen pflegen.

Als ich die Entdeckung machte, daß ich sie liebe, war natürlich mein erster Schritt, sie um ihre Hand zu bitten, sie erwiderte mir einfach, daß sie nicht gedenke, sich wieder zu verheirathen. Von da an zog ich mich zurück, und da es mir mit dieser Wunde im Herzen ganz unmöglich schien, eine fesselnde Arbeit zu unternehmen, so beschloß ich, zu reisen. Gerade mit diesen Vorbereitungen beschäftigt, stehe ich eines Morgens in Mitten meines Zimmers, umgeben von geöffneten Schränken und Schubladen und halb gepackten Reisekoffern, als es schüchtern bei mir anklopfte und zu meiner größten Ueberraschung Frau Delobes bei mir eintritt.

„Warum wollen Sie fortreisen?" fragt sie mich mit ihrer sanften, süßen Stimme, „weil Sie mich lieben? Aber ich liebe Sie ja auch, nur", und hier zitterte die Stimme ein wenig, „nur vermag ich nicht Sie zu heirathen, denn mein Mann ist nicht todt!"

Und nun erzählte sie mir ihre Geschichte, einen Roman voll Liebe und Verzweiflung. Ihr Mann wurde ein Trinker und mißhandelte sie, nach drei Jahren wurden sie geschieden. Ihre Familie, auf die sie sehr stolz zu sein schien, nahm in Paris eine hohe Stellung ein, aber seit ihrer Heirath wollte man nichts mehr von ihr wissen, sie war eine Jüdin und Nichte des Groß-Rabbiners. Ihre Schwester, Wittwe eines hohen Offiziers, hatte in zweiter Ehe den Generalforstinspektor der Wälder von St. Germain geheirathet. Sie selbst hatte durch ihren Mann vollständig ihr Vermögen verloren, hatte aber glücklicherweise eine höchst sorgsame Erziehung erhalten und übte nun ihre Talente aus. Sie gab in den ersten Häusern von Paris Klavierstunden, welche sehr hoch bezahlt wurden, und hatte sich damit, wie sie sagte, ein unabhängiges Vermögen gegründet.

Die Erzählung war rührend, trug den Stempel der Wahrheit, obgleich sie die vielen Wiederholungen zeigte, womit Frauen, welche gelitten haben, gewöhnlich ihre Erlebnisse ausschmücken. Da wir beschlossen hatten, uns nicht mehr zu trennen, so hatte ich zwischen stillen Straßen und hübschen Gärten ein allerliebstes Häuschen gemiethet, wo wir ganz dem jungen Glücke unserer Liebe lebten. Ich würde Jahre so verbracht haben, sie reden und erzählen zu hören, oder sie so ruhig und bestimmt in unserer kleinen Haushaltung walten zu sehen, aber sie war die Erste, welche mich an die Arbeit schickte.

„Ich denke nicht daran, die Hände in den Schooß zu legen", sagte sie in ihrer sanften, überzeugenden Weise, „und Du darfst es auch nicht thun, sonst könntest Du mich leicht überdrüssig werden", ich ging also wieder in mein Atelier, und meine Bitten und Beschwörungen konnten sie nicht abhalten, ihre Stunden wieder aufzunehmen, sie wollte nur ihrer Arbeit ihre Existenz verdanken, und obgleich mich der Gedanke demüthigte, konnte ich doch nicht umhin, sie ihres würdigen Entschlusses wegen noch mehr zu bewundern, wir waren also während des ganzen Tages getrennt, um uns am späten Nachmittage, beim Mittagessen wiederzufinden.

Ach, mit welch' innerer Seligkeit kehrte ich in unser kleines Häuschen zurück, nachdem ich am Tage recht fleißig gearbeitet hatte, welches Glück, sie meistens schon zu Hause zu wissen, welche Ungeduld, wenn ich auf sie warten mußte. Gewöhnlich brachte sie mir von ihren Ausgängen seltene Blumen oder irgend eine Kleinigkeit mit. Sie zürnte mir aber, wenn ich irgend ein kostspieliges Geschenk mitgebracht hatte und behauptete lachend, sie sei reicher als ich. Es mochte auch der Fall sein und ihre Stunden einen reichlichen Ertrag liefern, denn sie kleidete sich stets mit jener theuren Einfachheit, welche oft mehr kostet, als kostbarer Aufputz, gewöhnlich trug sie schwarz, was ihrem Teint vortrefflich stand, aber dieses Schwarz bestand meistentheils aus Sammet oder Atlas und war reich mit Schmelz und Spitzen verziert. Uebrigens versicherte sie mich oft, daß

das Stundengeben für sie eine wahre Lust sei. Alle ihre Schülerinnen waren aus den höchsten Ständen, alle beteten sie an und überhäuften sie mit reizenden Geschenken, bald zeigte sie mir einen Ring, bald ein Barcelet oder sonstige Kostbarkeiten, welche die Eltern ihrer Schülerinnen ihr verehrt hatten. Außer den Stunden unserer Arbeit waren wir stets beisammen und gingen niemals aus, nur des Sonntags pflegte sie ihre Schwester, welche die Frau des Forstinspektors von St. Germain war und mit welcher sie seit einiger Zeit Friede geschlossen hatte, zu besuchen. Ich begleitete sie dann bis an den Bahnhof, sie kam stets am Abende wieder zurück und oft gaben wir uns während der langen Sommertage ein Rendezvous auf einer Zwischenstation, wo wir dann noch einen herrlichen Spaziergang zusammen machten. Sie erzählte mir von ihrer Familie, von deren Glücke und wie hübsch die Kinder seien. Wie blutete mir das Herz, sie, durch meine Schuld in solch falscher Stellung zu wissen und doch, wie liebte ich sie!

Welch glückliches Leben führte ich damals, voll Arbeit und heiligem Vertrauen! Alles was sie sagte, trug den Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit, nur frappirte mich, daß, wie sie von den Häusern erzählte, wo sie Stunden gab, eine Masse von erfundener Nebendinge zum Vorschein kam, welche wie Romane lauteten. Aber dieser eine Fehler bedeutete ja nichts neben den Hundert reizenden Eigenschaften, welche Clothilde im täglichen Leben entwickelte.

Einmal zwar überfiel mich eine Art von Mißtrauen, oder soll ich es Ahnung nennen? Clothilde kam eines Sonntags Abend nicht von ihrem Ausflug zurück! Ich kann sagen, daß ich verzweifelt war, was sollte ich thun? Nach St. Germain gehen und sie kompromittiren, das würde sie mir übel genommen haben. Als ich mich endlich nach einer furchtbar durchlebten Nacht entschloß, auf Erkundigungen auszugehen, kam sie, entsetzlich bleich und angegriffen, zurück. Ihre Schwester war krank geworden, und sie hatte die Nacht über bei derselben gewacht. Natürlich glaubte ich ihr Alles, obgleich der Ueberfluß an Worten und die vielen Nebenumstände, welche sie mir mittheilte, meinen Verdacht hätten erregen können. Dreimal in derselben Woche ging sie wieder zu ihrer Schwester und blieb die Nacht über dort, dann war die Krankheit vorüber und sie nahm ihr regelmäßiges und ruhiges Leben wieder auf.

Und dann, einige Tage nach diesen Ausflügen, erkrankte das unselige Weib. Sie kam eines Abends, naß und erkältet, von ihren Stunden zurück, ich holte den Arzt herbei, er erklärte mir, daß eine Lungenentzündung da sei, und daß seine Hilfe zu spät komme. Ich war verzweifelt, und ließ noch einen Arzt kommen, welcher die Aussage des Ersten nur bestätigte, jetzt war ich entschlossen, mit ihr zu sterben, dachte aber nur daran, ihr die letzten Stunden, welche sie zu leben habe, so sanft zu gestalten, wie es möglich war. Zu diesem Zwecke wollte ich die Unglückliche mit ihrer Familie versöhnen. Ohne ihr etwas zu sagen, schrieb ich ihrer Schwester und ging selbst, nachdem ich der Wärterin die größte Aufmerksamkeit anbefohlen, zu dem Ober-Rabbiner, welchen ich zu Hause fand. „Mein Herr", redete ich ihn an, „es giebt Momente im Menschenleben, wo alle kleinlichen Rücksichten aufhören müssen, Ihre Nichte liegt am Sterben!"

„Aber ich habe keine Nichte!"

„Doch, Madame Delobes".

Der Rabbiner schien mich für verrückt zu halten, mit den Worten: „Ich kenne keine Frau Delobes und habe keine Nichte, mein armer junger Mann", schob er mich zur Thüre hinaus.

Die Leute auf der Straße sehen mich erstaunt an, denn ich muß wohl ganz zerstört ausgesehen haben! Clothilde hatte mich also angelogen, aber warum? Plötzlich kam mir eine Idee, ich erinnerte mich, daß eine ihrer Schülerinnen in der Nähe wohne, gehe also hin, und frage den Diener, ob Madame Delobes vielleicht schon gekommen sei, um ihre Klavierstunde zu ertheilen, und ob ich vielleicht die junge Dame sprechen könne? „Aber wir haben kein Fräulein in der Familie und kein Piano im Hause", antwortete der Mann, welcher mich für einen Schwindler halten mochte, und machte mir die Thüre vor der Nase zu. Weiter kam ich mit meinen Nachfragen nicht, denn ich war sicher, überall dieselbe Antwort zu erhalten. Als ich in unser liebes kleines Haus zurückkehrte, fühlte ich mich um Jahre gealtert, und wankte, ein gebrochener Mann, die Treppe hinauf, der Bote hatte mittlerweile die Antwort aus St. Germain gebracht, ich öffnete den Brief, wußte aber im Voraus, was er enthalten würde. Auch der Generalforst-Inspektor kannte keine Frau Delobes, war übrigens auch nicht verheirathet und hatte weder Frau noch Kind.

Dies war der Gnadenstoß! Also war während fünf Jahre ihr Leben eine einzige Lüge gewesen! Die Eifersucht machte mich rasend, und ohne zu wissen was ich that, stürzte ich in das Sterbezimmer.

Meine Fragen fielen wie Hagelschlag. „Was thatest Du Sonntags in St. Germain. — Wo brachtest Du Deine Tage zu . . . und wo die Nächte, da Du abwesend warst, rede!" und ich beugte mich über sie, und suchte in diesen noch stolzen und schönen Augen die Antwort auf meine Frage; sie aber blieb stumm. Sie warf mir einen Blick voll unsäglicher Trauer zu, doch kein Ton kam über ihre Lippen. „Du wirst sterben und ich weiß nicht einmal, wie ich Dich nennen soll. — Sage, wer bist Du? — Woher kommst Du? Warum unternahmst Du, mein Leben zu verderben? Aber so sprich doch! — —" Alles vergebens, anstatt mir zu antworten, wendete sie sich mühsam gegen die Wand, als ob sie fürchtete, daß ihr letzter Blick mir das Geheimniß enthüllen könnte. Und so ist die Unselige gestorben.

Erkennungszeichen des alten Geflügels. Alte Hühner und Tauben erkennt man, nach der „Braunschweigischen landw. Ztg.", an einem gedrungeneren, stärkeren Körperbaue, härteren Brustknochen, einer spröderen, dickeren, sogenannten Hühnerhaut und etwas stumpferen, abgenutzten Klauen; Gänse und Enten an stärkeren Fußballen, dickerer Schwimmhaut und zarten Schnäbeln; Truthühner an ihren rothen Beinen und den stärkeren schwammigen Fleischlappen auf dem Kopfe und unter der Kehle. — Nach diesen Erkennungszeichen läßt sich beim Ankaufe auch das wilde Geflügel einigermaßen beurtheilen. Ob es frisch ist, das muß hauptsächlich der Geruch bestimmen. Man kann es vom Augenblicke an, wo es geschossen ist, im Herbst in den Federn, kalt und luftig hängend, mehrere Tage aufbewahren; doch muß es gleich, nachdem es geschossen ist, ausgeweidet werden.

Herstellung bernsteinhaltiger Seidenstoffe. Von O. Thümmel in Berlin. (Patent angemeldet.) Um Seidengewebe in ihrer Elastizität, Eleganz und Haltbarkeit zu erhöhen, werden dieselben mit Bernstein montirt, resp. imprägnirt; das Verfahren wird folgendermaßen gehandhabt: Es wird ganz klarer, durchsichtiger Bernstein auf's feinste gepulvert und dieses Pulver mittelst Chloroform soweit als thunlich zur Lösung gebracht in dem Verhältniß, daß zu 1 Kg. Bernstein 2 Kg. Chloroform verwendet werden. Der nach Verlauf von zwei bis drei Tagen durch Chloroform aufgelöste Bernstein wird, nachdem die Lösung aus dem nicht vollständig zur Lösung gekommenen Bernstein ausgepreßt worden ist, als solche Bernsteinlösung auf die Seidengewebe vermittelst eines Schwammes oder Pinsels aufgetragen (montirt). Nachdem diese Manipulation erfolgt, werden die nun montirten, resp. imprägnirten Seidengewebe in Trockenkammern getrocknet, wodurch das frei werdende Chloroform verdunstet. (Letzteres kann auch durch besonders einzurichtende Destillation wieder gewonnen werden.) Die nun bernsteinhaltigen Seidenstoffe sind ganz trocken und fast hart und kommen zwischen Walzen, die von innen erwärmt sind. Sie werden so oft als erforderlich durchgewalzt, bis die Weichheit und Elastizität der Stoffe nebst einem eleganten Aussehen derselben eintritt.

Ein Brautwerber. Der Redaktion eines in einem Residenzorte erscheinenden Familienblattes wurde dieser Tage folgendes Schreiben zugesandt: „Ew. Wohlgeboren! Der größte Theil Ihrer Leser gehört dem schönen Geschlechte an, und darum gerade wende ich mich an Sie mit folgendem Projekte: Ich bin ein junger Mann, 28 Jahre alt, von hübschem Aeußern (ohne mir zu schmeicheln), nur fehlt es mir an Bekanntschaft mit Damen, und ich möchte gern heirathen. Da bin ich nun auf die Idee verfallen, mich auszuspielen! Ich veranstalte nämlich eine Lotterie, das Loos zu 50 Kr. Loose werden ausgegeben in unbeschränkter Anzahl, bis zu dem gewissen Zeitpunkte, wo die Ziehung stattfindet. Der Spielplan ist folgender: Es wird von sämmtlichen Loosen eine Nummer gezogen; diejenige Dame, welche dieses Loos besitzt, gewinnt nicht nur mich, sondern auch den Betrag, der für diese Loose rein eingegangen ist! Da jedem Loose auch meine Photographie beiliegen wird, so rechne ich auf einen Absatz von mindestens 200,000 Loosen, was einem Betrage von ca. 100,000 Fl. gleichkommt. Die glückliche Gewinnerin bekommt also einen jungen, hübschen Mann mit einem großen Vermögen um nur 50 Kr. Indem ich erwarte, daß diese meine Idee Ihren Beifall finden wird, hoffe ich auch auf Ihre werthe Unterstützung." Bedenklich dürfte bei dem Plane für die Damen nur die Möglichkeit sein, daß der Lotterie-Unternehmer noch in elfter Stunde beschließt, ledig zu bleiben, und mit dem Gelde abgeht.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.